Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.25. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig

№ 90. **Sonnabend** den 19. Februar 1898. **92. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 19. Februar.

Wie der Telegraph bereits gemeldet hat, ist dem **Centralvorstand des Evangelischen Bundes** auf seine an den Fürsten Hohenlohe als preußischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten gerichtete Eingabe betreffs der am letzten Geburtstage des Kaisers von deutschen Katholiken in Rom veranstalteten Feier eine Antwort ertheilt worden, die aus mehr als einem Grunde befremden muß. Sie lautet wörtlich:

Berlin, den 17. Februar 1898.

Euer Hochgeboren gefälliges Schreiben an den Herrn Reichskanzler vom 14. d. M., in welchem Sie im Namen des Evangelischen Bundes über das Verhalten des königlichen Gesandten beim päpstlichen Stuhl anläßlich der Allerhöchsten Geburtstagsfeier Beschwerde führen, ist hier eingegangen. Schon vorher hatte der Gesandte v. Bülow ein auf denselben Gegenstand bezügliches, ihm von Euer Hochgeboren direct zugegangenes Schreiben vom 6. d. M. eingereicht.

Ich darf Euer Hochgeboren nicht verschweigen, daß Se. Majestät der Kaiser und König, Allerhöchstwelchem diese Schreiben vorgelegt werden mußten, Allerhöchstsein ernstes Mißfallen über dieselben auszusprechen geruht haben. Wenn ich bedauere, daß ich Euer Hochgeboren hiervon Mittheilung zu machen habe, kann ich doch nicht umhin, gleichzeitig ergebenst darauf hinzuweisen, wie Ihre gegen den Gesandten erhobenen Vorwürfe nach jeder Hinsicht der Begründung gänzlich entbehren. Alle deutschen und preußischen Vertreter bei fremden Höfen pflegen bei der Feier des Allerhöchsten Geburtstages und bei sonstigen festlichen Veranstaltungen, zu denen sich deutsche Reichsangehörige vereinigen, einem traditionellen Gebote der internationalen Courtoisie folgend, in erster Linie ein Hoch auf den Souverain auszubringen, bei welchem sie beglaubigt sind. In analogen Fällen geschieht dasselbe bei uns von Seiten der hier accreditirten fremden Vertreter. Dem Papste ist, auch durch das italienische Garantiegesetz vom 13. Mai 1871, für seine Person die Souveränetät zuerkannt. Es wäre also ein grober Verstoß gegen den diplomatischen Brauch, wenn es der Gesandte Sr. Majestät des Königs unterlassen würde, ihm die einem Souverain zukommenden Ehren zu erzeigen. Im vorliegenden Falle ist aber nicht einmal, wie es sonst gewöhnlich zu geschehen pflegt, der Trinkspruch auf den Papst der Rede auf Se. Majestät vorangegangen, welcher gipfelte der Toast des Gesandten in dem Rufe: „Se. Majestät Kaiser Wilhelm II. und Seine Heiligkeit Papst Leo XIII. leben hoch!" Ein Trinkspruch auf irgend einen anderen Souverain wäre bei diesem Anlaß nicht am Platze gewesen.

Ich darf hier ergebenst an die diplomatische Arbeitstheilung erinnern, welche die Verhältnisse in Rom zur Folge haben. Während Seine Majestät der König von Preußen einen diplomatischen Vertreter beim Papst accreditirt hat, ist unser erhabener Monarch als deutscher Kaiser bei Seiner Majestät dem König von Italien durch den bei diesem Souverain beglaubigten Botschafter des Reichs vertreten. Dieser, aber in seiner Abwesenheit der kaiserliche Geschäftsträger, hat nie verfehlt und wird nie verfehlen, entsprechend den oben erwähnten Grundsätzen, bei Festen der deutschen Colonie das Hoch auf König Humbert auszubringen. Diese Verhältnisse sind in Rom allgemein anerkannt, und wenn Euer Hochgeboren die Befürchtung aussprechen, daß die dem diplomatischen Usus entsprechende Haltung des Gesandten Sr. Majestät des Königs beim päpstlichen Stuhle eine Trübung in unseren Beziehungen zu dem verbündeten Italien herbeiführen würde, so kann ich Euer Hochgeboren in dieser Beziehung vollkommen beruhigen. Bei den maßgebenden italienischen Stellen ist der in Rede stehende Vorgang nicht einen Augenblick einer falschen Beurtheilung begegnet. Die Dank der Loyalität der Politik Sr. Majestät des Kaisers so wohl begründete Ueberzeugung, daß wir an dem Bündniß mit Italien in deutscher Treue festhalten, ist in allen entscheidenden Kreisen der italienischen Bevölkerung viel zu tief gewurzelt, als daß dieselbe durch irrige Auffassung in Rom wohl bekannter und wohl verstandener Verhältnisse erschüttert werden könnte.

Dem mir von Seiner Majestät dem Kaiser und König, unserem Allergnädigsten Herrn, ertheilten Befehle entsprechend, füge ich die beiden Schreiben Euer Hochgeboren hier ergebenst wieder bei.

gez. von Bülow.

An den Vorstand des Evangelischen Bundes zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen, zu Händen des Vorsitzenden, Herrn Grafen Wintzingerode.

Hochgeboren
Merseburg."

Die Antwort ist also nicht von dem Fürsten Hohenlohe, der als preußischer Ministerpräsident und Minister des Auswärtigen directer Vorgesetzter des preußischen Gesandten in Rom ist, sondern von dem Staatssecretair des Auswärtigen v. Bülow im Auftrage des Kaisers ertheilt. Nur dadurch ist es möglich geworden, dem Vorstande des Bundes das „ernste Mißfallen" des Kaisers kund zu thun. Und zwar ist dieses Mißfallen nicht nur hervorgerufen durch die Eingabe des Bundesvorstandes an den Fürsten Hohenlohe, sondern auch durch das dieser Eingabe vorausgegangene Schreiben an den Gesandten v. Bülow, worin dieser vertrauensvoll um Berichtigung der besonders von der „Germania" verbreiteten Berichte über jene Feier gebeten worden war. Wäre dieser Bitte von dem Gesandten entsprochen worden, so hätte der Bundesvorstand vielleicht von seiner Eingabe an den Fürsten Hohenlohe entweder ganz abgesehen, oder ihr eine andere Fassung gegeben, die ihm das ernste Mißfallen des Kaisers erspart hätte. Warum der Gesandte, statt die vertrauensvolle Bitte des Bundesvorstandes zu erfüllen, das Gesuch nach Berlin eingesendet und ob er das wirklich gemußt hat, wie der Staatssecretair v. Bülow erklärt, darüber wird wohl im preußischen Abgeordnetenhause um nähere Auskunft gebeten werden. Aber nicht nur die formelle Behandlung der Schreiben des Bundesvorstandes befremdet, sondern auch der Inhalt der Antwort. Ausdrücklich hatte der Vorstand darauf hingewiesen, daß die Feier, an der das Personal der preußischen Gesandtschaft sich betheiligt hatte, „im ausgesprochenen Gegensatz zu der von der großen deutschen Colonie geplanten" ins Leben gerufen war und daß die Veranstalter jener Separatfeier sich geweigert hatten, an einem Feste theilzunehmen, auf dem ein Trinkspruch auf König Humbert ausgebracht werden sollte. Darauf aber geht die Antwort des Staatssecretairs nicht ein, also auch nicht darauf, daß die Veranstalter jenes Festes diesem den Charakter einer „gegen-italienischen Feier" gegeben hatten. Und darauf kam es doch bei der Beurtheilung der Theilnahme des preußischen Gesandten an jenem Feste vor allen Dingen an. Dadurch, daß der Staatssecretair auf diesen Punct nicht eingeht, wird es den ultramontanen Demonstranten erspart, ein mißfälliges Urtheil vernehmen zu müssen, das dem Bundesvorstande nicht geschenkt worden ist. Dieser ist auch insofern mißverstanden worden, als in der Antwort des Staatssecretairs gesagt ist, der Vorstand habe die Befürchtung ausgesprochen, jener Vorgang werde eine Trübung unserer Beziehungen zu Italien herbeiführen. Der Vorstand hatte im Gegentheile erklärt: „Unsere Aufgabe mag es nicht sein, gleich einem italienischen Blatte etwaigen Besorgnissen um die Beziehungen Deutschlands zu dem verbündeten Italien Ausdruck zu geben." Nur die Befürchtung hatte er ausgesprochen, daß „jeder solcher Vorgang den Uebermuth des deutschfeindlichen Ultramontanismus steigern" werde, und diese Befürchtung wird durch die dem Vorstande ertheilte Antwort nicht etwa beseitigt, sondern wesentlich verstärkt. Wir erwarten daher, daß die Angelegenheit durch die Antwort des Staatssecretairs nicht begraben, sondern nur noch lebhafter in Fluß gebracht wird. Der für das preußische Abgeordnetenhaus in Vorbereitung begriffene Antrag auf Aufhebung der preußischen Gesandtschaft beim Vatican wird ja die günstigste Gelegenheit bieten, nicht nur die Vorgänge in Rom bei der letzten Geburtstagsfeier des Kaisers, sondern auch die Eingaben des Centralvorstandes des Evangelischen Bundes und die ihm ertheilte Antwort einer eingehenden Betrachtung zu unterziehen.

Es liegt auch heute kein Grund vor, von der Auffassung abzugehen, daß das Schicksal der **Flottenverstärkung** vor Allem in den Händen der Regierung ruht, und daß es verfrüht wäre, zu erörtern, was zu geschehen habe, wenn das Centrum wesentliche Partien der Marinevorlage abgelehnt haben sollte. Wer aber, wie wir mit gesinnungsverwandten Blättern es gethan, als die schlimmste Lösung die auf dem Wege eines Schachergeschäfts mit den Ultramontanen herbeigeführte bezeichnet, der hat die Pflicht, die Regierung darüber nicht im Zweifel zu lassen, daß die Angst vor einer Auflösung des Reichstages, wie sie einige Berliner Organe den Mittelparteien einzuflößen suchen, den Nationalliberalen im Lande völlig fremd ist. Die „Freis. Ztg." gießt ihren Spott über die Leute aus, die den Gegnern des Flottengesetzes mit Papier gar nicht scharf genug zu Leibe gehen können, sich aber immer wieder mit dem Stoßgebet unterbrechen: „Um Gottes willen nur keine Auflösung mit der Marinefrage als Wahlparole!" Der Spott ist wohl berechtigt, auch wenn er sich gegen die nur zwischen den Zeilen sichtbar werdende Furcht vor einem Kampf um die Flotte richtet. Er trifft aber die nationalliberale Partei nicht. Wenn die Regierung zu einer gesunden und reinlichen Erledigung der Marine-Angelegenheit nur durch eine Auflösung gelangen zu können glaubt, dann wird sie unsere Partei in zuversichtlicher Bereitschaft finden. Die nächste Gelegenheit, diese Versicherung auch auf nichtpublicistischem Wege abzugeben, bietet der morgen in Magdeburg stattfindende nationalliberale Parteitag für die Provinz Sachsen und die Herzogthümer Anhalt und Braunschweig. Es wäre zu wünschen, daß der Anlaß zu der Erklärung dieser Bereitschaft benutzt würde.

Auf die große Erwartung, die der **Proceß Zola** hervorgerufen hatte, ist eine große Enttäuschung gefolgt: Die sensationellen Enthüllungen, welche man von dem Generalstabschef Boisdeffre am gestrigen ersten Verhandlungstag erwartete, sind gänzlich ausgeblieben. Boisdeffre bestätigte nur, daß die Bekundungen des Generals Pellieux über das geheime Schriftstück vom 4. December 1897 in allen Puncten wahr seien, eine Bestätigung, deren es gar nicht bedurft hätte, da Pellieux keinen Zweifel darüber gelassen hatte, daß er im Einverständniß mit dem Generalstab handelte. Ueber die wichtige Frage der Person des Briefschreibers und die Art, wie der Brief in die Hände des Kriegsministeriums gelangt ist, schwieg er sich vollständig aus, ja er erklärte positiv, kein Wort weiter hinzufügen zu wollen und zu können. Also Geheimniß auch hier! Was aber hat unter diesen Umständen die Aussage Boisdeffre's für einen Werth? Nach Ansicht jedes Unbefangenen einen äußerst geringen. Sie beweist nichts für die Schuld Dreyfus', sie behauptet nur etwas. Wohl aber lassen sich mancherlei Schlüsse aus der Aussage Esterhazy-Pellieux' ziehen, die durchaus nicht zu Gunsten der Richter des Excapitains und Derer ausfallen, die sich mit aller Gewalt gegen die Revision seines Processes stemmen. Wir sagten schon, die Erklärungen Pellieux' bedeuten, daß man es aufgiebt, die Schuld des Dreyfus durch das Bordereau zu beweisen. Aber sie bedeuten ferner das Geständniß, daß die Beweisstücke, welche die Verurtheilung des Dreyfus herbeiführten, ungenügend waren. Wenn man im Jahre 1897 den „absoluten" Beweis für die Schuld des Verräthers erhielt, so folgt daraus, daß man 1894 keine absoluten Beweise in der Hand hatte. Dafür spricht auch, daß man sich constant weigert, das geheime Schriftstück zu zeigen, das 1894 Dreyfus und sein Vertheidiger nicht zu sehen bekamen. Man sah sich genöthigt, nach der Verurtheilung erlangte Beweisstücke heranzuziehen, um nachträglich die Verurtheilung zu rechtfertigen, die im Princip nicht zu rechtfertigen ist. So argumentirt der „Siècle", und es läßt sich nicht leicht etwas dagegen einwenden. Oberst Picquart hat behauptet, daß der Brief und die Postkarte von 1897 gefälscht seien. Er wird es nicht beweisen können, aber es kann ihm auch Niemand das Gegentheil nachweisen, so lange die Schriftstücke nicht dem Gericht unterbreitet werden. Warum thut man dies nicht? Sie kamen nach unumstößlichen Erklärungen von betheiligter Seite weder aus der Feder eines deutschen noch eines italienischen Diplomaten. Oesterreich ist ausgeschlossen. Man hat also, da keine der Dreibundmächte in Frage kommt, nicht den geringsten Grund, sich auf eine Kriegsgefahr zu berufen. Allerdings soll Pellieux in den Wandelgängen des Justizpalastes erklärt haben, die Regierung habe vier Karten eines fremden Militairattachés aufgefangen, welche die Schuld des Dreyfus bestätigten, und flugs wird wieder in den Blättern behauptet, dieser Militairattaché könne nur der frühere deutsche Oberst v. Schwarzkoppen sein, ein Verdacht, der in den Augen der Franzosen noch dadurch bestärkt werden muß, daß der Vorsitzende höchst unangebrachter und höchst unnöthiger Weise keine Frage über Beziehungen Esterhazy's zu v. Schwarzkoppen, als die auswärtigen Verhältnisse alterirend, zulassen wollte. Pellieux erklärte weiter, die Echtheit der Karten sei unbedingt erwiesen. Weisen sie nun wirklich auf Schwarzkoppen hin, so kann es sich nur um Fälschungen handeln und Pellieux befindet sich mit seinen Hintermännern im Generalstabe und der Regierung in einem verhängnißvollen Irrthum. Es fällt überhaupt schwer, an die Echtheit der neuen Beweisstücke zu glauben. Wie von Blindheit geschlagen müßte doch der Absender des Briefes und der Karten gewesen sein, wenn er, nachdem bereits im Jahre 1894 compromittirende Schriftstücke, die zu Verurtheilung des Dreyfus führten, in die Hände der französischen Regierung gefallen waren, 1897, wo die Aufrührung der ganzen Angelegenheit durch die Interpellation Castelin bevorstand, wieder Briefe und Karten hinausgab, die von Neuem die Schuld des Verräthers beweisen mußten, und von denen es nicht ausgeschlossen war, daß sie abgefangen würden. Das ist doch schwer glaublich. Vielmehr liegt die Annahme nahe, daß auch das neue „Beweisstück" eine Fälschung ist, die der Urheber des Bordereaus und des Briefes „Diese Kanaille D..." dem Kriegsministerium — im rechten Augenblick — in die Hände zu spielen verstand, um es in seiner vorgefaßten Meinung gegen Dreyfus zu bestärken und sich selbst zu sichern. Ist es keine Fälschung, so bleibt kaum noch etwas Anderes übrig, als anzunehmen, daß die Spionage von russischer Seite ausgegangen ist. Dagegen wird freilich

---

Feuilleton.

Durch eigene Kraft.

6] Roman von Alexander Römer.

Nachdruck verboten.

„Emilu, na, Du weißt es doch, wie verzweifelt mir zu Muthe ist."

Sie sah sich nach ihm um, aber ihr Gesicht blieb eiskalt.

„Es war eine große Thorheit von uns Beiden, aber der Mensch muß sich zu rechter Zeit besinnen. Sie müssen Ihren Weg gehen und ich den meinigen."

Sie schritt eilig hinaus, er blieb leichenblaß, ganz erstarrt an seinem Platze. Dann griff er langsam an seinen Kopf und sank stöhnend auf einen Stuhl.

Sie huschte über die Corridore und hinauf in ihr Zimmer, um sich rasch umzukleiden. Sie hatte sehr wenig Zeit dafür, die Glocke mußte gleich zu Tisch läuten.

Ihr Herz klopfte, ihre Wangen brannten — eine sehr unnöthige Aufregung! Sie hatte gebrochen, hoffentlich endgiltig, sie hatte es schon seit mehreren Tagen beabsichtigt. Sie war damals sehr unvorsichtig gewesen, hatte sich in schwachen Stunden hinreißen lassen. Hatte sie den guten Jungen eigentlich je geliebt? Was weiß man davon, wenn das Blut Einem einen Streich spielt! Würde er schwer tragen an dem Bruch?

Sie dachte einen Moment darüber nach, während sie mit flinken, geschickten Händen ihr Haar vor dem Spiegel ordnete.

Er hatte ein weiches Herz und war sentimental, es war möglich, daß er eine Weile litt — sie zuckte die Achseln, und der Spiegel gab da ein kaltes, beinahe böses Gesicht zurück —, sie konnte sich nicht darum kümmern, sie mußte vorwärts. Regte sich da etwas in ihrem Gewissen? Unsinn! Sie lachte herbe vor sich hin. Nur frisch den Kopf gebadet in kaltem Wasser, hübsch acht gegeben auf den Körper, und die Maschine functionirt normal. Nebenbei hatte sie diesem Menschen nur Gutes gethan. Was an gesunden Ideen in ihm steckte, kam von ihr; wo er sich gerührt hatte, war es Wirkung ihres Spermas gewesen. Jetzt mußte er allein weitergehen. Hoffentlich machte er ihr keine Scenen. — Das war eine neue Aufgabe, ihn im Zaume zu halten, ihm aus dem Wege zu gehen. Indeß — es wächst der Mensch mit seinen Zwecken.

Sie schloß das sehr kleidsame bordeauxfarbene Kleid mit einer Camée am Halse, steckte den Schildpattpfeil in die Frisur und lächelte.

„Wenn ich nur den Zubehör besäße, der zu meiner Person paßt", murmelte sie, „aber sie, die Egoistin, hat nie einen Gedanken und einen Pfennig für einen Anderen übrig. Ich habe es ihr nahe genug gelegt, daß mir zu dem Jagddiner am 28. eine passende Toilette mangelt. Die gnädige Frau Tante ist taub für solche Winke, und ich werde als Aschenbrödel erscheinen. Ha! wann findet sich für mich der erlösende Prinz!"

Sie stand noch einen Moment und sah starr in den Spiegel. Dann verklärte ein siegesfrohes Lächeln ihre Züge.

Siebentes Capitel.

Ottilie war nun über einen Monat bei den Tanten, in dumpfer Oede und Einförmigkeit verliefen ihr die Tage. Eine müde Gleichgiltigkeit fing an, sich ihrer zu bemächtigen, nachdem die leidenschaftlichen Ausbrüche wilder Verzweiflung und Qual — heimlich oben auf ihrer Kammer — sich erschöpft, all die abenteuerlichen, verworrenen Pläne, die ihr junges Hirn durchkreuzten, sich unausführbar erwiesen hatten. Sie bildete sich jetzt ein, daß es nichts mehr gäbe in der Welt, das für sie von Interesse sein könnte.

Der Vater war nach Erlenmoor zurückgekehrt, um dort die letzten Geschäfte abzuwickeln und Auction zu halten. Das schöne Gut war in der Subhastation verkauft worden für einen noch niedrigeren Preis, als man erwartet hatte, auch das Inventar war geringer abgeschätzt worden, es blieb nichts übrig.

Die Dinge hatten reichlichen Gesprächsstoff geliefert, Ottilie kannte jedes traurige Detail und zehrte mit herber Bitterniß daran.

Tante Liesa war wenigstens freundlich, aber gedrückt und immer noch scheu, Tante Marianne wortkarg und mürrisch. Sie verkehrte viel im Kruge und hatte lange Berathungen mit dem alten Manne, dem Wirth, saß auch oft und machte Berechnungen, was ihr recht schwer zu werden schien.

Ottilie hatte sich ein paar Mal schüchtern zu Dienstleistungen und Hilfen erboten. Marianne zuckte dann die Achseln, murmelte etwas von später, wenn eine Beschäftigung für sie gefunden werden müsse, einstweilen verstehe sie ja noch nichts.

Liesa suchte einige grobe Bettücher hervor, in welche Flicken einzusetzen waren — ihre Augen würden zu schwach für solche Arbeiten, bemerkte sie, und mit einigem Ungeschick und viel mangelnder Erfahrung machte sich Ottilie daran, das interessante Werk zu vollbringen. Im Uebrigen versorgte man sie reichlich. Freilich aß man hier andere Kost, als die, an welche sie gewöhnt war, aber trotz Allem stellte sich allmählich ihr jugendlicher Appetit ein.

Mit der braunen Kaffeekanne fing sie an, sich auszusöhnen. Es war die traulichste Stunde am Tage nach dem Mittagessen, wenn Tante Marianne sich in ihren Lehnstuhl setzte und ein kleines Schläfchen hielt, während Liesa in der Küche hantirte, wobei ein ausgiebiger Schwatz zwischen ihr und dem Dienstmädchen stattfand. Dann setzte sich Ottilie mit einem Buche in die Fensterecke und fühlte sich für kurze Zeit allein. Es war still und behaglich, der Kessel summte in der Ofenröhre, und die Bilder und Gestalten aus der Dichtung verdrängten die trostlosen Gedanken der Wirklichkeit.

Wenn dann Mariannens Schnarchtöne verstummten, steckte Liesa behutsam den Kopf zur Thür herein, nickte der wie aus einem Traum erwachenden Ottilie verständnißvoll zu und brühte in der braunen Kanne den aromatischen Trank auf. Sie schlich dabei auf leisen Filzsohlen einher, um die Schwester nicht jäh zu wecken, und diese räusperte sich mittlerweile, hustete ein paarmal und erhob sich dann schwerfällig, indem sie jedesmal erklärte, daß sie an Schlaf nicht gedacht habe.

Ottilie ordnete die blaugeränderten dicken Tassen auf der Wachstuchdecke, welche im alltäglichen Leben die Stelle der Serviette vertrat, und Liesa goß den Kaffee ein.

„Ja — eine gute Sorte haben wir uns immer gehalten", pflegte sie dabei zu erklären, und diese Rede wiederholte sich alle Tage, „für alte Leute ist Kaffee ein Labsal, und solchen Rahm findest Du nicht allerorten, den stellt die Heidemann immer extra für mich bei Seite."

Ueber Ottiliens müdes Gesicht flog dann ein Lächeln, sie nickte der Tante Liesa dankbar zu und fand, daß das Getränk wirklich gut war sammt dem Butterbrod, das sie sich jetzt selbst nach ihren Wünschen zurecht machte.

Wenn diese Sitzung beendet und der Tisch abgeräumt war, pflegte sie einen Spaziergang zu machen. Sie ging natürlich allein, die Tanten gingen nie spazieren.

Heute hatte es schon vier Uhr geschlagen; der Octobertag war schön gewesen, aber die Sonne verblich früh in dieser Jahreszeit. Ein leichter Nebel legte sich schon über die Landschaft. Ottilie ging meistens an der Mühle vorüber, wo das Wasser rauschte und in weißem Gischt um die klappernden Räder sprühte, dann querfeldein, in Richtungen, wo sie am wenigsten Gefahr lief, irgend Jemand außer ländlichen Arbeitern zu begegnen. Am ängstlichsten vermied sie die Nähe des Herrenhauses und den daran stoßenden Park. Auch in den Wald, der dahinter lag, hatte sie sich noch nicht hineingewagt, aus Furcht, einem aus jener Gesellschaftssphäre zu begegnen. Aus der Ferne sah sie täglich die Equipagen rollen, den alten und den jungen Baron vorübergehen. Fräulein von Eichswald war sogar einmal im Hause bei den Tanten gewesen, um einen Bescheid der Baronin zu überbringen, sie hatte sich oben auf ihre Kammer geflüchtet und war erst wieder zum Vorschein gekommen, als sie sicher sein konnte, ihr nicht mehr zu begegnen.

Eine lächerliche, alberne Scham war in ihr, in ihren jetzigen Verhältnissen mit jenen, denen sie sich bisher ebenbürtig gefühlt, in Berührung zu kommen.

Sie schritt auf einem schmalen Rain, an dem ein ausgetrockneter Graben entlang lief, zu ihrer Rechten dehnte sich ein weites Stoppelfeld. In der Ferne vernahm sie den brummenden Ton der Dreschmaschine. Der Nebelflor verschleierte die Fernsicht. Eine große Schafheerde mit ihrem Schäfer und seinem Hunde kam daher, der Schäfer schritt gemächlich und strickte, der Hund lief kreuz und quer, kläffte hier ein aus der Linie herausbrechendes Schaf an und trieb es zurück, jagte dort einem kühn vorwärts eilenden nach. Grau und schattenhaft war das Bild, die weite, ebene Fläche schien sich endlos zu dehnen, der graue Horizont verschwamm mit der grauen Erde — die Stille ringsum. Hin und wieder flog ein Schwarm krächzender Krähen über das Feld, die sich dann in die Weiden jenseits des Grabens setzten und von dort ihre unschönen Rufe erschallen ließen. Der strickende Schäfer sah groteskt aus, er bog mit seiner Heerde quer ab und trieb sie nach entgegengesetzter Richtung, die Umrisse wurden immer schattenhafter.

Es war ein tief melancholisches Landschaftsbild, und Ottiliens Herz war nur zu empfänglich für Melancholie. Die öde Gegenwart, die öde Zukunft legten sich wie ein Alp auf ihre Brust. Sie fühlte sich müde und setzte sich auf die mit gelbem Ginster überwucherte Erhöhung am Grabenrand, welche einen bequemen Sitz bot. War das Leben eigentlich auf die Dauer so zu ertragen? Sie fragte sich das zum hundertsten Male, und in ihrem sechzehnjährigen Kopf fand sich keine Antwort, kein einziger erlösender Gedanke.

Die Außenwelt hatte ihre Thüren vor ihr zugethan, auch von den Freundinnen kamen keine Briefe mehr. Sie zogen sich zurück, eine Kluft hatte sich geöffnet zwischen ihr und ihnen, sie war ausgeschieden, ausgestoßen aus jenem Kreise, und all die überschwenglichen Liebes- und Freundschaftsbetheuerungen in der Pension waren Strohfeuer, Rauch und Dunst gewesen.

Alma v. Seebeck war wenigstens ehrlich, die Anderen schwiegen feige. Alma aber hatte ihr offen ausgesprochen, daß sie sich nie wiedersehen würden. Sie war schon in der Pension wegen ihrer naiven, rücksichtslosen Offenheit berüchtigt gewesen, und so hatte sie ihr auch kürzlich geschrieben:

„Arme, arme Ottilie! Wenn Du wüßtest, wie ich um Dich weine! Aber die Eltern sagen mir, daß Du in eine ganz andere Lebensstellung hinabsteigst und wahrscheinlich einmal einen